

eine Chance, die beiden oben genannten Unverzichtbarkeitsmomente – kritische Theologie und soziologische Verschiedenartigkeit – auch in Zeiten der Erosion christlicher Religionsgemeinschaften aufrechtzuhalten? Vielleicht könnte dies auch bedeuten, dass man die Existenz konfessioneller kirchlicher und freikirchlicher Hochschulen bzw. deren staatliche Subventionierung in Frage stellte und einheitliche Ausbildungsstandards für alle christlichen Religionsakteure – einschließlich entsprechender Sprachkenntnisse – durchsetzte. An Letzterem müsste der Staat ein vitales Interesse haben, denn wissenschaftliche Theologie ist das wirkungsvollste Mittel gegen Fanatismus und Fundamentalismus.

Thomas Kaufmann ist Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Göttingen und leitet seit 2024 die dortige Staats- und Universitätsbibliothek. Sein Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der europäischen Kirchengeschichte der Frühen Neuzeit (15. – 18. Jahrhundert). Seine Darstellung „Die Täufer“ (München 2019) erschien 2024 in englischer Übersetzung. Zuletzt hat er eine Monographie zum Bauernkrieg (Der Bauernkrieg – eine Mediengeschichte, Freiburg/Br. 2024) und ein Buch zu Martin Luther als Publizist, Tübingen 2025, vorgelegt.

ANSELM SCHUBERT

Täuferforschung und Jubiläum – ein persönlicher Blick

Ich bin durch Zufall zur Täuferforschung gekommen. Vom Täuferturn wusste ich am Studienanfang zunächst nur, was ich bei Schulausflügen nach Münster und in Überblicksvorlesungen zur Reformationsgeschichte eher notgedrungen mitbekommen hatte. Erst viel später erfuhr ich von der irrlichternden Geschichte des Täufers Augustin Bader. Die Geschichte von der einsamen Mühle, seinen messianischen Ritualen in der Dunkelheit, Verfolgung und Tod erinnerte mich an das Lieblingsbuch meiner Kindheit, Otfried Preußlers „Krabat“. Ich war für die Täuferforschung gewonnen.

Faszinierte mich zunächst das oft Selbstgemachte, ja, Selbstgebastelte im „Wildwuchs“ des frühen Täuferturns, bewundere ich heute (ohne alle ihre Prämissen zu teilen) vor allem die ethische Konsequenz, die sich in den besten Vertretern der mennonitischen Theologie zeigt. Dass das historische Mennonitentum weder mit dem Täuferturn des frühen 16. Jahrhunderts noch mit dem Selbstbild vieler mennonitischer Kirchen

von heute identisch ist, scheint mir kein Anlass zu Spott zu sein. Kaum eine christliche Kirche hat so wenig Grund, sich ihrer Vergangenheit zu schämen, und kaum eine hat sich ihr (vielleicht gerade deswegen) so offen und streitlustig gestellt wie die mennonitische.

Das Gedenken von 2025 freilich lässt von dieser theologischen Streitlust und historiographischen Offenheit nur noch wenig erkennen. Hier sind Entscheidungen getroffen worden, die sehr an das evangelische Reformationsjubiläum von 2017 erinnern. Die historische und theologische Bedeutung der Reformation meinte man damals im Begriff einer „Kirche der Freiheit“ zu sehen. Doch um Luther modernitätsfähig erscheinen zu lassen, entkleidete man die „christliche Freiheit“ hemmungslos aller historischen und theologischen Kontexte. Die Hoffnungen der Kirche, damit ein neues und gesteigertes Interesse an der Botschaft des Evangeliums wecken zu können, wurden bitter enttäuscht: denn es blieb völlig unklar, warum solche modernen Freiheiten, die der Einzelne in den liberalen westlichen Gesellschaften völlig selbstverständlich genießt, überhaupt noch an einen Reformator des 16. Jahrhunderts zurückgebunden werden mussten.

Ganz ähnlich scheint es sich nun mit dem Jahr 2025 zu verhalten. Schon das gewählte Motto „Mut zur Liebe“, das von der Mennonitischen Weltkonferenz für ihre zentrale Gedenkfeier in Zürich gewählt wurde, scheint weniger auf einer differenzierten historischen Analyse zu beruhen, als den unbestimmten Eindruck erwecken zu sollen, in der Nächstenliebe einen Markenkern zu besitzen, auf den andere Kirchen so keinen Anspruch erheben können. Es erneuert implizit das klassische Narrativ von der verfolgten Kirche, die mutig bis zur Selbstverleugnung den Weg des Friedens und der Liebe geht. Dem eigentlichen Jubeljahr 2025 gingen (wie beim Reformationsjubiläum) Themenjahre voran, mit Titeln wie „mündig leben“, „konsequent leben“, „gewaltlos leben“, die die Öffentlichkeit für den täuferischen, mennonitischen und baptistischen Weg interessieren sollten.

Die historische und theologische Täuferforschung wird sich fragen müssen, inwieweit die Ergebnisse ihrer jahrzehntelangen Forschungen in einem solchen Rahmen des Jubiläums abgebildet werden. Spätestens seit der revisionistischen Forschung ist die These vom auf das Jahr 1525 zurückzuführenden Ursprung des Täufertums in Zürich im Grunde als historische Fiktion erkannt. Ob Konrad Grebel oder Balthasar Hubmaier, aber auch Michael Sattler oder Menno Simons ihre reformatorischen Bestrebungen selbst unter das Motto „Mut zur Liebe“ gestellt

hätten, dürfte zumindest diskussionswürdig sein. Und die Frage nach dem Verhältnis des Täufertums zur Gewalt ist damit noch nicht einmal angeschnitten. Von daher ist zu bedauern, dass, soweit ich sehe, nur drei wissenschaftliche Konferenzen für dieses Jahr geplant sind.

Dass die historische und theologische Forschung in solchen Jubiläen nicht angemessen repräsentiert ist, hat freilich einen systemischen Grund. Das Ziel eines historischen Jubiläums ist letzten Endes die identifikatorische, erinnernde, vielleicht sogar religiöse Aneignung eines historischen Sachverhalts. Das Ziel einer historischen und theologischen Erforschung ist dagegen die möglichst kritische Analyse der historischen Kontexte und damit gerade die Abwehr anachronistischer Aneignung solcher Sachverhalte. Von daher kann die Tatsache, dass historische und theologische Fragen und Erkenntnisse in den Jubiläen der Kirchen nicht so präsent sind, wie man sich das selbst vielleicht wünschen würde, eigentlich nicht überraschen. Man kann und sollte sie vielleicht sogar begrüßen: als Zeichen der diskursiven Stratifizierung der modernen Gesellschaft. Kirchliche, akademische und gesellschaftliche Öffentlichkeit sind nicht mehr identisch, sondern nur noch durch mehr oder weniger große Schnittmengen verbunden. Die Kirche kann und soll keine Institution höherer Bildung werden. Erst die bleibende Differenz zwischen Kirche und Wissenschaft ermöglicht differenzierte historische und theologische Forschung. Dass die Ergebnisse der Forschung nicht immer gehört werden, ist nicht der Beweis ihrer Irrelevanz, sondern der Preis ihrer Freiheit. Den sollten wir auch weiterhin zu zahlen bereit sein.

Prof. Dr. Anselm Schubert lehrt Neuere Kirchengeschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. 2007 wurde er mit einer Untersuchung zu „Täufertum und Kabbalah. Augustin Bader und die Grenzen der Radikalen Reformation“ habilitiert.

HANS ADOLF HERTZLER

Täufergedenken 2025 – eine Variante

In Worms bin ich geboren, in der Nordpfalz aufgewachsen. Bereits als Kind hatte ich gelernt, dass unsere Vorfahren nicht „schon immer“ in diesem Teil Deutschlands gelebt hatten, sondern um das Jahr 1700 herum aus dem Schweizer Kanton Bern gekommen waren – gezwungenermaßen. Sie gehörten zu den Täufern; diese galten